

Forschung international Uni macht Büro in New York auf

Die Universität Leipzig ist nun auch in den USA präsent. In New York eröffnete sie gemeinsam mit der Berliner Humboldt-Universität ein Büro im Deutschen Haus gegenüber den Vereinten Nationen. „Die Repräsentanz hat im Wesentlichen drei Aufgaben“, erklärt Svend Poller, Leiter des Akademischen Auslandsamtes. „Erstens die Organisation von wissenschaftlichen und kultu-



Deutsches Haus in New York – dort wird der Uni-Vertreter einquartiert. Foto: web

rellen Veranstaltungen, durch die wir die Universität auch in den USA bekannt machen wollen.“ Als zweites solle das Büro eine Anlaufstelle für amerikanische Studierende sein, die sich für einen Aufenthalt an der Alma Mater interessieren. „Die dritte, sehr wichtige Aufgabe wird die Suche nach Forschungspartnern für unsere Wissenschaftler sein“, so Poller. „Wir wollen die Zusammenarbeit intensivieren und gemeinsame Projekte anschieben.“

Noch ist allerdings niemand da, der all diese Arbeit erledigen könnte. Erst in diesem Monat soll die Stelle ausgeschrieben werden. „Wir wollen einen Einheimischen stundenweise einstellen“, sagt Poller. Denn für einen Deutschen sei es derzeit sehr schwer, ein Visum mit Arbeitsgenehmigung zu bekommen. Die Finanzierung werde über Drittmittel abgesichert. Bis der neue Leipziger Repräsentant seinen Job antritt, erledigt die bereits eingestellte Mitarbeiterin der Humboldt-Uni einen Teil seiner Aufgaben. *Claudia Walther*

Galerie öffnet sich Kunststudenten

Die Kunstgalerie „artpa“ in der Kantstraße 18 steht Leipziger Kunststudenten aufgeschlossen gegenüber, stellt ihre Räume in der ehemaligen Kunst- und Bauschlosserei für Ausstellungen zur Verfügung. Jüngst zeigte dort schon die Klasse für Medienkunst der Hochschule für Grafik und Buchkunst ihre Arbeiten aus dem Bereich Videokunst und Audioinstallationen. „Provision“ nannte sich die Schau.

Pegasus am Scherbelberg

Andreas Reimann, 1946 geborener und bislang vorwiegend als Lyriker in Erscheinung getretener Spross einer seit einem Jahrhundert in Leipzig wirkenden Künstlerfamilie, bestreitet die Ringvorlesung der Uni am 25. Mai. Sie beginnt 18.15 Uhr im Zeitgeschichtlichen Forum und trägt den Titel „Pegasus am Scherbelberg: Ein autobiografischer Versuch“. Reimann, der zu DDR-Zeiten wegen angeblich staatsgefährdender Hetze zwei Jahre in Haft war, liest aus seinen Texten und spricht über „Gewinn und Bürde eines Erben, der vollauf damit beschäftigt ist, seine eigene Biografie in Literatur zu verwandeln“.

CAMPUS KOMPAKT

Der Studentenrat der HTWK sucht einen Referenten für Hochschulpolitik. Auf den Posten bewerben können sich Studenten, die Interesse für politisches Geschehen mitbringen. Informationen unter der 0341/30 76 70 51.

Der Unifilm wird ab diesem Semester im Hörsaal Süd der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät gezeigt. Jeden Dienstag ab 19 Uhr. Tickets und Informationen unter 0341/9 73 78 55

Die Telekom-Fachhochschule ist noch bis zum 10. Juni Schauplatz einer Foto-Exposition. Sie heißt „Ferne“, wurde vom ehemaligen Studenten Sebastian Roth gestaltet und zeigt unter anderem Motive aus Dublin, Nowosibirsk und St. Petersburg, wo Roth Auslandssemester absolvierte.

Studenten von drei Business-Schools, darunter von der Leipziger Handelshochschule, haben sich jetzt im Leipziger Kongresszentrum mit Firmenmanagern getroffen. Ziel der so genannten Carrier Fair war es, Kontakte zur Wirtschaft zu knüpfen und die Jobchancen für Absolventen auszuloten.

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalismik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehredaktion unter Leitung von Prof. Dr. Michael Haller und Dr. Jochen Schleichowig betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe: Claudia Walther und

Stephanie Höpner. Campus ist erreichbar unter campus@uni-leipzig.de.

Vorlesung als Dessert

Obere Zentralmensa wird für Jurastudenten zum Hörsaal-Ersatz

Die Plätze klappern und quitschen, die Luft riecht verbrauch, es ist brechend voll. Studenten sitzen auf der Treppe oder unter der Tafel: Die Hörsäle der Uni haben einen sehr schlechten Ruf. Deshalb wird jetzt das Hörsaalgebäude modernisiert – und darum müssen in der Bauphase Ausweichquartiere bezogen werden. Eine ganz besondere Unterkunft haben jetzt die angehenden Juristen: die Mensa. Von Montag bis Donnerstag, wenn sich die rund 3500 Besucher satt gegessen haben, bevölkern Jurastudenten die obere Zentralmensa.

Zwar wird der Blick auf die Videoprojektion oder die installierte Tafel durch Betonsäulen erschwert. Dennoch haben sich die meisten Studierenden und Lehrenden an den extravaganteren Ort gewöhnt, zumal die Mikrofonanlage tadellos

funktioniert und es wesentlich ruhiger ist als in den Hörsälen. Juraprofessor Gero Dolezalek, der immer donnerstags in der Mensa liest, freut sich über die ungewohnte „Wohnzimmer-Atmosphäre“. Der 21-jährige Student Stefan Holz meint: „Es ist letztlich ein guter Beihelf. Man muss während des Umbaus auch Zugeständnisse machen“ Holz, der sich auch im Fachschaftsrat engagiert, sieht das eigentliche Problem woanders: „Wir werden nicht aktuell und auch nicht konkret genug über die Änderungen aufgeklärt.“

Von den hauptamtlichen Planern fordert er, dass sie die neuen Interimsgebäude in Broschüren und auf Hinweistafeln vorstellen. Wolfgang Engel, Planungsdezernent der Universität, kontert: „Über die vom Rektor eingesetzte universitäre

Baukommission wissen die Fakultäten und der Studentenrat von allen Neuerungen“. Ein Informationsdefizit gäbe es daher eher unter den Studenten selbst.

Im kommenden Semester müssen die Studenten auf zusätzliche Übergangsräume ausweichen – etwa im Städtischen Kaufhaus und in der Liebig- und Härtelstraße. Passende Räume in der Innenstadt zu mieten, sei durch den engen finanziellen Spielraum und Mindestanforderungen wie Fluchtwege und Sanitäranlagen ein „verdammt schweres Geschäft“, meint Engel. Auch deswegen werden viele Studierende längere Wege zu Interimsgebäuden auf sich nehmen müssen. Weil dies alles doch sehr unübersichtlich ist, soll eine erweiterte Informationsbroschüre erscheinen – im Juli. *Reinhard Franke*



Schlechte Sicht in der Juravorlesung von Professor Gero Dolezalek (hinter der Säule). Wer zu spät kommt, muss um die Ecke schauen. Foto: Reinhard Franke

Einfach mal ins Blaue denken

Angehende Bauingenieure entwerfen Fußgängerbrücke für die Griechen

Von CLAUDIA WALTHER

Während sich viele Studenten mit trockenen Theorien und praxisfernen Übungen plagen, ist der Bauingenieur-Nachwuchs der Universität Leipzig längst mitten in der Realität angekommen. Rund 20 Studenten tüfteln derzeit an der Lösung einer besonders kniffligen Aufgabe: Sie entwerfen eine reale Brücke. Und die soll nicht etwa hier in Sachsen entstehen, sondern im rund 2000 Kilometer entfernten Xanthi.

Die Stadt im äußersten Osten Griechenlands hat – was die Infrastruktur angeht – Nachholbedarf. Ihr kann geholfen werden, denn die Europäische Union fördert unter dem Titel Urban Technology Network ein internationales Projekt zur Stadtentwicklung, an dem sich auch die Uni Leipzig beteiligt. Ziel ist es vor allem, strukturschwache Regionen voranzubringen. Und Xanthi, bislang eher eine Randexistenz, könnte infolge der EU-Ost-erweiterung langfristig in eine zentrale Lage rutschen.

„In Xanthi ist die Altstadt von einer neueren Siedlung durch eine Art Schlucht getrennt“, erklärt Professor Burkhard Pahl, der die Studenten in der Entwurfsphase betreut. Selbst diejenigen, die gut zu Fuß sind und über das Geröll klettern, bekommen mitunter nasse Füße. Denn während der Schneeschmelze im Frühjahr fließt hier ein richtiger Bach. Eine Fußgängerbrücke soll das Leben erleichtern, doch die Planung ist gar nicht so einfach.

Zwar haben alle angehenden Bauingenieure die Theorie ausführlich behandelt, die Realität hat aber ihre eigenen Gesetze. Denn hier genügt es nicht, die technischen Anforderungen zu kennen. „Die größte Schwierigkeit ist für uns, dass wir noch nie dort waren“, sagt Thomas Kränkel, achtetes Semester. „Wir haben nur ein paar Fotos und die Aufgabenstellung.“ Für die konkrete Planung genüge das eigentlich nicht. Die örtlichen Gegebenheiten

seien oft ausschlaggebend. „Es fängt schon bei ganz einfachen Dingen an: Man müsste beispielsweise die Erreichbarkeit der Baustelle kennen. Es nützt nichts, wenn ich mit zehn Meter langen Bauteilen plane und dann vor Ort feststelle: Da ist eine enge Serpentine und ich komme mit dem Material gar nicht um die Kurve.“

Professor Pahl ist optimistisch: „Es ist eine lösbare Aufgabe, die aber einen gewissen Schwierigkeitsgrad hat. Unsere Studenten im Hauptstudium müssten dem gewachsen sein.“ „Sie müssen ganz schön ranklotzen“, gibt sein Kollege Nguyen Viet Tue zu. Der Professor für Massivbau und Baustoff-

technologie ist ein großer Anhänger realistischer Projekte. „Gerade für Ingenieure ist der Bezug zur Wirklichkeit sehr wichtig.“ „Gerade für Ingenieure ist der Bezug zur Wirklichkeit sehr wichtig“, so seine Erläuterung.

„Das Studium ist ja sonst sehr trocken.“ Und auch die Wissenschaftler der Universität haben etwas davon: „Die Studenten liefern frische Ideen, gehen unkonventionelle Wege. Wenig Erfahrung zu haben, hat den Vorteil, dass man einfach mal ins Blaue denken kann“, so Professor Tue. Seine Studenten sind ebenso begeistert. „Das ist schon viel spannender, als eine rein fiktive Berechnung“, findet Thomas. „Wir wissen, dass sich hier wirklich Leute für unsere Arbeit interessieren.“ Ob es einer der Entwürfe tatsächlich bis zur Umsetzung schafft? Thomas ist skeptisch. „Es wäre eine tolle Sache. Aber weil wir die örtlichen Gegebenheiten nicht kennen, ist es sehr schwer.“

Professor Pahl kann sich dagegen durchaus vorstellen, dass die Ideen übernommen werden. „Unsere Partner sind sehr aufgeschlossen.“ Im Herbst will eine Delegation aus Leipzig nach Griechenland fliegen und die Arbeiten vorstellen. „Vorausgesetzt die Gelder stehen dann tatsächlich zur Verfügung, würden wir unsere Ideen in Kooperation mit griechischen Ingenieurbüros umsetzen“, betont Pahl. „Mit unseren Projekten nehmen wir niemandem vor Ort Arbeit weg.“

HINTERGRUND

Seit zehn Jahren kooperiert die Universität mit dem Leipziger Tiefbauamt. Erst im letzten Semester entwarfen angehende Bauingenieure in seinem Auftrag vier Brücken in Schleufig, Taucha und dem Waldstraßenviertel. Unter den Entwürfen sind nach Aussage der Professoren auch „einige ganz ordentliche“. Ob die aber tatsächlich gebaut werden, hängt vor allem davon ab, ob die Stadt Geld

dafür geben kann. Derzeit können die Studenten nur abwarten. Den Beweis für die Qualität der studentischen Pläne liefert übrigens der Karl-Heine-Bogen. Er wurde 1998 realisiert. Die Zusammenarbeit mit den Leipziger Behörden hat sich bewährt, dennoch wird sie sich bald in Luft auflösen: In drei Jahren wird der Studiengang Bauingenieurwesen an der Uni geschlossen. *cw*

Zwischen Spende und Transfusion liegt aufwändige Technik

Halber Liter Blut, eine Stunde Arbeit

Betretene Stille, als sei man im Wartezimmer eines Zahnarztes. Ein Fragebogen wird ausgefüllt, die Temperatur kurz gemessen, und nach dem Gespräch mit dem Arzt geht es zur Sache. Doch ich sitze nicht im Behandlungszimmer, sondern in der Blutabnahme-stelle in der Phillip-Rosenthal-Straße. Und die Wartenden wissen aus Erfahrung, was auf sie zukommt. Noch einmal prüft die Schwester, ob auch der Richtige auf der Liege liegt. Die Einstichstelle wird desinfiziert, ein kleiner Pils, jetzt fließt das Blut. Nun ballt der Spender seine Hand zur Faust und entspannt sie wieder, ballt und entspannt. Damit unterstützt er den Fluss seines Blutes. Etwa zehn Minuten dauert es, dann hat der Spender einen halben Liter Blut abgegeben – eine Vollspende.

Wesentlich komplizierter ist die rund einstufige Verarbeitung des Lebenssaftes. Professor Gert Matthes, Leiter des Instituts für Transfusionsmedizin am Universitätsklinikums erklärt: „Die Blutkonserven müssen als Erstes gründlich auf Infektionen untersucht werden.“ Diese Prozedur mache Blutspensoren „heutzutage so sicher wie nie“. Es folgt das Filtern des Blutes, um die

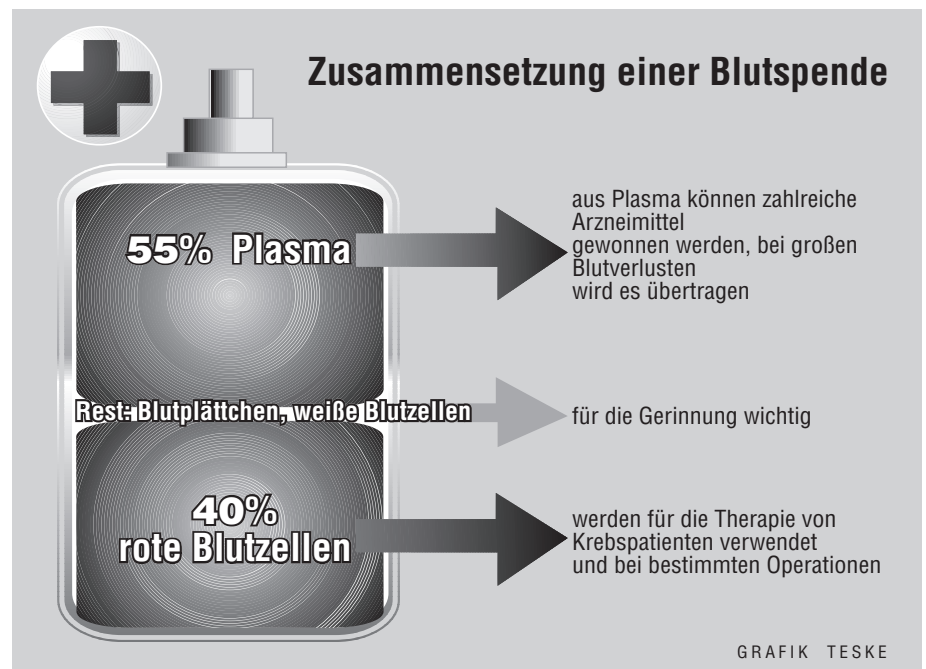
weißen Blutkörper zu entfernen. „Es könnte sonst beim Empfänger zu Abwehrreaktionen gegen das Spenderblut kommen.“ In der Zentrifuge werden die Blutbestandteile getrennt.

Wegen der unterschiedlichen Dichte setzen sich die roten Blutkörperchen (Erythrozyten) und Blutplättchen vom Blutplasma ab. Das Plasma wird tiefgekühlt in Quarantäne gelagert. Die Erythrozyten-Präparate, die nur aus roten Blutkörperchen bestehen, sind bei einer Temperatur von vier Grad maximal 42 Tage lang haltbar. Doch der Bedarf an diesen Präparaten ist sehr groß, denn sie werden bei der Therapie einiger Krebsarten eingesetzt und auch für Operationen gebraucht. „Höchstens drei Prozent der Konserven verfallen“, erläutert Matthes. Ideal ist es, wenn der Spender die Blutgruppe 0 Rhesus negativ hat. Dieses Blut kann zur Not auch auf Empfänger anderer Blutgruppen übertragen werden, ohne dass es zu Verklumpungen kommt.

Die verarbeiteten Präparate lagert das Institut im Depot, von wo aus die Kliniken des Regierungsbezirks Leipzig versorgt werden. Im Notfall dauert es nur 20 Minuten, bis eine Konserve im

Operationssaal eintrifft. „Wir sind Dienstleister, die den Patienten Blut zur Verfügung stellen“, sagt Matthes. Nach der Spende soll man sich noch ausru-

hen, als Stärkung gibt es Äpfel. Ein „Trostpflaster“ von bis zu 20 Euro macht eine Spende gerade für Studenten attraktiv. *Sebastian Beyer*



„ACH JA, LEIPZIG!“

„Der liebenswerte Hauch ist verschwunden“

Damals an der Universität: In lockerer Folge stellen wir Persönlichkeiten vor, deren Karriere in Leipzig begann. Heute: die Autorin Juli Zeh.

Die Schriftstellerin Juli Zeh wurde 1974 in Bonn geboren und studierte Jura erst in Passau, dann von 1995 bis 1998 in Leipzig. Außerdem besuchte sie hier auch das Deutsche Literaturinstitut. 2002 erhielt sie den Deutschen Bücherpreis, ihr aktueller Roman heißt „Spieltrieb“. Sie lebt in Leipzig.



Juli Zeh studierte Jura und Literatur gleichzeitig. Foto: David Finck

Frage: Warum sind Sie von Passau nach Leipzig gewechselt?

Julie Zeh: Auslöser war die Wiedereröffnung des Deutschen Literaturinstituts, an dem ich gern studieren wollte.

Jura und Literatur – wie passt das zusammen?

Sehr gut! Beide Felder ergänzen sich, gleichen einander aus. In beiden Studiengängen wird den Studenten viel Freiheit und Eigenverantwortung zugestanden. Man muss nicht jeden Tag acht Stunden in der Uni sitzen. Hauptsache, die Ergebnisse sind gut. Für das juristische Examen musste ich allerdings am Literaturinstitut ein Jahr aussetzen, da hieß es dann: hart arbeiten.

Gibt es etwas aus Ihrer Studienzeit, was Sie vermissen?

Ich vermisse den Luxus, mit anderen in einem Raum zu sitzen, während ein kluger Mensch Wissenswertes erzählt. Ich glaube, die meisten Studenten ahnen überhaupt nicht, was für ein Glück man genießt, während einem jemand die geistige Welt entfaltet, ohne dass man einen Finger rühren muss. Ich habe das immer als etwas Wunderbares empfunden. Heute muss ich schwierige Bücher lesen, wenn ich etwas wissen will.

Erleben Sie die Stadt heute anders als zu Ihren Studienzeiten?

Ganz anders, aber nicht, weil ich nicht mehr studiere, sondern weil die Stadt sich verändert. Sie wird von einer Kultur- zu einer Wirtschaftsstadt. Freiheit wird gegen Sicherheitsparanoia und Spießertum getauscht. Leipzig als Buchstadt ist nur noch ein virtuelles Phänomen. Die meisten Künstler gehen weg. Für Kreativität braucht man Luft und Licht zum Atmen und keine Überwachung durch Uniformierte an allen Ecken.

Fühlen Sie sich in Leipzig nicht mehr heimisch?

Nein, leider nicht mehr besonders. Der liebenswert-anarchische Hauch, der die Stadt vor fünf Jahren noch umwehte, ist verschwunden. Heute geht es nur noch um Olympia, BMW und DHL. Ich gönne der Stadt den Erfolg, aber persönlich will ich nicht mehr unbedingt dabei sein.

Was möchten Sie heutigen Studenten ans Herz legen?

Sie sollen sich nicht anstecken lassen von der Ich-kriege-keinen-Job-Paranoia. Wer studiert, sollte dies aus Freude tun – und aus dem Wunsch heraus, sich zu bilden. Nicht durch stumpfes Lernen, sondern durch das Herausfinden der eigenen Persönlichkeit. Darin liegt der Sinn. Es muss Spaß machen. Wer begeistert ist, findet später auch einen Job. Interview: *Susanne Schöpe*